

(Nachdruck verboten.)

161

## Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.  
Deutsch von Rosa Schapire.

Und plötzlich begann der Aldan zu steigen; der letzte Schnee mußte in den Bergen geschmolzen sein. Sein Wasser war schmutzig und trübe. Fische gingen überhaupt nicht mehr ins Netz. Alexander hing seine Netze auf den Pfosten an der Thür. Er hatte noch gedörrten Fisch für einige Tage.

„H Kleine!“ Er gab Zosia die besten Bissen. Die Kleine wollte das ungesunde Zeug nicht essen, sie wurde blaß und mager. Er selbst hatte ganz den Appetit verloren und hielt sich kaum noch auf den Beinen.

„Nein! Es muß ein Ende gemacht werden! Auf unser Mehl können wir nicht warten. Ich muß gehen!“

Er ging aber noch einmal an den Fluß, um zu sehen, ob das Wasser sinke. Ueberall hingen dichte fahle Nebel, aber mit seinen scharfen Sinnen fühlte er etwas, das eine Aenderung verhieß. Es wehte wieder Kühlung vom Fluße. Lange stand er und sah den unter dem Nebel spielenden Wellen zu. Jetzt konnte er wieder auf einen großen Fang rechnen, und das konnte jeden Tag eintreffen. Sie würden's schon aushalten, wenn er etwas Lebensmittel bei den Nachbarn kaufen konnte. Noch wollte er die Waffen nicht strecken.

Er beschloß, sich sofort auf den Weg zu machen. Aber er schwankte, ob er die Kleine mitnehmen sollte, denn er fühlte, daß er nicht im Stande sein würde, sie zu tragen. Fünf Werst Weg! Und vielleicht trifft er die Jakuten nicht einmal!

„Liebe, süße Zosia, wein' nicht und sehn' Dich nicht, ich komme gleich wieder! Ich bring' Dir Butter und Milch mit und werde Dir ein kleines Entchen fangen. Ja, Liebchen?.. Njar bleibt bei Dir, spiel' mit ihm. Aber wein' nicht und rühr' Dich nicht! Fürcht' Dich nicht, ich komme bald wieder.“

„Gut, Papa, aber bleib' nicht lange fort!“

Er ging und schloß sie ein. Er sah noch einmal durchs Fenster. Zosia, die auf der Bank stand, hatte ihr blaßes Gesichtchen gegen die Scheiben gedrückt, nickte ihm zu und machte ihm Zeichen mit den Händchen.

„Auf Wiedersehen, Kleine!“ rief er ihr zu, und Njar bellte als Antwort.

Er hing sein Gewehr über den Arm und machte sich auf den Weg. Er mußte etwas Eßbares bekommen und wenn er sich's aus den Fingern saugen sollte! Dieser Gedanke gab ihm Energie und Kraft wieder. Er ging den bekannten Weg mit schnellen Schritten. Ueber die Wiesen wehte ein Lüftchen und wenn es auch die Staubwolken nicht zerstreuen konnte, so brachte es doch eine gewisse Frische. Der Nebel war weniger dicht, er fiel und sierte in die Erde. Im Osten kam etwas Schwarzes, Formloses hinter den Bergen hervor.

„Ach, wenn es doch Regen wäre! Dann hätten wir in zwei Wochen die Ernte und ich brauchte nicht zum Kniaz zu gehen!“

Er ging in die erste Jurte hinein, auf die er stieß. Niemand war zu Hause, aber die Käiber, die im Hofe spielten, die Töpfe am Herde und die Heiligenbilder an den Wänden waren Beweis genug, daß die Bewohner nicht fort waren. Er begann dann zu suchen und fand in der Scheuer schließlich eine alte Frau, die auf dem Fußboden lag und schlief. Er weckte sie auf und rief sie in die Jurte.

„Wer bist Du und was willst Du?“ fragte sie und strich sich die grauen Haarsträhne aus dem Gesicht.

Alexander trat unwillkürlich einen Schritt zurück: Solches Elend hatte er noch nicht gesehen.

Sie stierte ihn mit entzündeten Augen an und wiederholte einseitig:

„Ich hab' nichts, ich weiß nichts. Ich bin dumm und alt!“

„Wo sind die andren?“

„Fort! Auf der Insel. Alle auf der Insel!.. Das Heu.. Die Alte ist allein. Die Kranke allein!“ Und sie zeigte durch Handbewegungen, daß jene mähren.

„Hast Du Milch? Verkauf' sie mir!“

„Alle fort!.. Das Heu!.. Ich weiß nichts.. Bin dumm.. Und ich hatte ein Haus.“

„Was ist Du denn? Teile mit mir. Ich werde Dir's bezahlen.. Kennst Du mich? Ich bin Aleksandra vom Westen.“

„Alle fort!.. Das Heu!.. Ich weiß nichts, ich hab' nichts,“ wiederholte sie immer undeutlicher und wackelte mit dem Kopfe.

„Ist einer von den Nachbarn da?“

„Ich weiß nicht.. Ich hab' nichts.. Viele Jahre.. Das Heu..“

Alexander ging fort und schlug die Thür zu.

In der nächsten Jurte gab es sicher Menschen, aber sie waren verschwunden. Auf dem Tische stand eine halbleere Tasse mit warmem Thee, Fischüberreste lagen herum und der hölzerne Kof, auf dem man den Fisch zubereitet hatte, stand noch da.

Er rief lange, aber niemand zeigte sich. Es waren wohl nur junge Frauen im Hause, die sich vor ihm fürchteten.

Er ging in die nächste Jurte — alles leer. Alle waren wohl beim Mähren. Dann würde er einfach in die erste beste Speisekammer einbrechen, nehmen, was er brauche und das Geld auf dem Tische zurücklassen. Hungers konnte er nicht sterben. Er wollte jedoch diesem äußersten Mittel entgehen. So ging er denn zu Tojs Jurte, deren Familie er besser kannte und fand sie auch glücklich zu Hause.

Sein unerwarteter Besuch machte Eindruck. Alle standen auf, und ein halbwichziger Knabe lief fort und rief jemand herbei. Der alte Wirt saß vor dem Herde.

„Sag', Fremder, was giebt es, und warum bist Du gekommen?“

Alexander setzte sich unaufgefordert auf die Bank. Er fühlte sich schwach und es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Gieb mir was zu essen, Alter, ich bin sehr hungrig!“

„Mein Gott, ein Herr wie Du und solch ein Jäger! Hast Du schon lange nichts gegessen? Toj, gieb dem Nachbar eine Schüssel Milch. Auch uns fehlt es an Essen, der Fischfang hat plötzlich aufgehört, dazu das Heu! Es fehlt auch an Zeit.. Aber wir haben wenigstens das Vieh, und das ist eine große Hilfe.. Wir haben Hunger, aber wir sterben nicht.“

„Ihr werdet mir doch Milch und Butter verkaufen?“

„Verkaufen?“

Der Alte dachte nach.

„Warum nicht? Ich könnte's schon.. Aber wir haben selbst nichts und dann ist's auch verboten. Die Gemeinde hat beschlossen, daß man Dich mit Allem zum Kniaz schicken soll.. Geh' zu ihm, was sollst Du kaufen, er giebt Dir's umsonst. Wir haben zu gehorchen. O weh! Was habe ich alles für den Dajsen gekriegt! Sie haben's nicht geglaubt, daß Du ihn mit Gewalt genommen hast.“

„Sie haben's nicht gelaut und doch in der Klage geschrieben. Und Du hast das zugelassen?“

Der Alte wurde verlegen.

„Was sollte ich machen? Der Schreiber hat die Klage aufgesetzt. Wußte ich denn, was er geschrieben hat? Du weißt doch, ich kann nicht lesen.“

„Schon gut! Ist mir auch gleichgültig. Aber ich geh' nicht fort, wenn Ihr mir kein Essen verkauft.“

„So bleib' sitzen. Das Zimmer ist groß genug, wird sich schon ein Winkel für Dich finden. Aber ich muß gehorchen.. Geh' Du zum Kniaz!.. Ich kann Dir nicht helfen.“

Er zwinkerte ihm zu und wies auf den Arbeiter, der hereinkam.

„Bis zum Kniaz ist's weit. Wo soll ich meine Kleine lassen? Froschauge ist ja fort.“

„Schon wahr.. Aber ich darf nichts verkaufen.“

„So leih' mir was oder schen' mir's.“

Der Jakute dachte nach.

„Nein.. Ich hab' nichts!.. Ich kann Dir nur raten: bring' Deine Tochter morgen zu mir und geh' selbst zum Kniaz. Da wirst Du alles kriegen.. So den' ich!“

Alexander zog die Stirn in Falten und schien zu überlegen.

„Gut!“ sagte er, seufzte und stand auf. Er war wohl zehn Schritte vor dem Hause, als Toj mit einem Eimerchen hinter dem Heuschaber hervorkam.

„Nimm, Aleksandra, nimm, nur sag' nichts und bring' mir's Eimerchen wieder.“

Ehe er nur sehen konnte, was im Gefäße war, war das

Mädchen dabongelaufen. Sie hatte ihm etwas saure Milch gebracht — „Sorat“ und ein Stück gelber Butter.

Vor einem Augenblick hatte er großes Mitleid mit sich selbst empfunden, jetzt war ihm, als wenn etwas innerlich entzwei ginge, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er wollte die Gabe zurückweisen, sie am Pfeiler vor dem Thor aufhängen, aber er überlegte sich's und nahm sie mit.

„Ein gutes Mädel!“

In der Hoffnung, eine Ente zu erlegen, wie er Zofia versprochen hatte, schlug er einen andren Rückweg ein und ging um den See, der rund war wie ein Teller. Der breite, schwarze Wasserpiegel stand starr, unbeweglich. Etwas plätscherte in den Binsen, es wurde aber still, als Alexander näher kam. Er versuchte das Tier mit dem Stöckel aufzusehnen, aber es verbarg sich nur tiefer. Die Zeit verging mit vergeblichen Bemühungen. Schließlich kamen einige junge Enten zum Vorschein, aber als sie Alexanders ansichtig wurden, tauchten sie wieder unter. Es blieb nur ein ganz kleines Entchen, das aber so ängstlich quackte und so klein war, daß Alexander sich nicht entschließen konnte, anzulegen. Die alte Ente aber schwamm bis zu den Binsen heran und mühte sich, das Kleine heranzuladen. Alexander kroch leise heran, kletterte auf einen umgeworfenen Baumstamm und hielt seine Flinte bereit. Es war ganz still, dann hörte man ein leises Plätschern, ein ängstliches Quacken und die alte Ente wagte sich etwas weiter heraus; sie machte eine Pause, streckte den Kopf vor und beobachtete das Ufer bald mit dem einen, bald mit dem andren Auge. Jetzt kam ein Schuß und das Tier flog mit einem Schreckensschrei dicht über dem Wasser hin. Alexander feuerte noch einmal. Die Ente fiel, überflog sich aber nicht, sondern schwamm, traurig quackend, schlug mit dem gebrochenen Flügel und sah sich nach den Kleinen um. Die Schwammen eilig in einem dichten Haufen, bis zum Hals im Wasser steckend, zu ihr heran. Alexander feuerte noch einmal. Jetzt überflog die Ente sich und streckte die Flügel aus.

„Hurra! Es wird ein Mittagbrot geben, wie Zofia es schon lange nicht gehabt hat!“

Er legte seine Mütze auf den Boden, darauf die Flinte mit den Patronen und begann sich eilig auszuziehen. Jetzt erst bemerkte er die Veränderungen, die im Thale vorgegangen waren.

Der Nebel war verschwunden, aber der Himmel, wenn auch klar, hatte einen unschönen stählernen Glanz. Von Osten her ballten sich krause, pechschwarze Wölkchen, vom Winde getrieben, zusammen. Von den Bergen her kam eine unförmige, schwärzlich-rote Wolke. Um sie scharten sich kleinere, faserige Wölkchen, und es war, als wenn sie ihre mächtigen Fangarme ausstrecken würde, um all die kleinen Wölkchen an sich zu ziehen und zu verschlingen. Sie zog der Sonne entgegen. Ueber den ganzen Horizont breitete sie ihre Flügel aus, ein grauer Schatten folgte ihr auf der Erde und breitete sich über Berg und Wald, über die Wiesen und den Fluß. Schon bedeckte sie beinahe den ganzen Himmel, als sie mit den Strahlen der untergehenden Sonne zusammenstieß. Ein breites, regenbogenfarbenes Band erglänzte auf ihrer wirren Mähne, der Wind jagte sie, bis endlich strömender Regen kam und Himmel und Erde zu einer grauen, ineinanderfließenden Masse wurden. Blitze fuhren im Zickzack über die Erde wie zornige Blicke dahin, der Donner kam näher und rollte immer stärker.

Die Vögel schwiegen, das Wasser im See schien tot, aus der Tiefe des Waldes kamen herausschende Dünste. Das Ungewitter kam immer näher. Ein Adler flog mit ausgebreiteten Flügeln schutzsuchend davon. Lange schimmerte er goldig in der Sonne, und dabei war er so hoch, daß er klein erschien wie ein Schmetterling. Endlich verschwand er in der violetten Gewitterluft. Ein Sturm erhob sich, und die Bäume neigten sich stöhnend zur Erde.

Jetzt kam Alexander mit der Ente ans Ufer. Plötzlich wurden die Wellen vom Sturm ergriffen, in die Höhe gepeitscht und Schaum schlug ihm ins Gesicht. Er mußte wie ein Hund seine Beute mit den Zähnen festhalten, denn nun mußte er beide Hände gebrauchen. Er schwamm mit Mühe, die Wellen schlugen gegen ihn, lange, glatte Wasserpflanzen umwandten seine Glieder wie Polypen. Die letzte Welle warf ihn mit solcher Wucht gegen das Schilf, daß er sich die Hände verletzete und die Ente beinahe fallen ließ. Mit den Zähnen klappernd, warf er im strömenden Regen seine Kleider über und dachte Zofias mit Schrecken.

Und der Sturm heulte, raste, versing sich im Thal. Der Donner rollte, Blitze zuckten und die Bäume schwankten wie

vom Sturmwind gepeitschtes Wasser. Mit Mühe und Not fand Alexander das Eimerchen wieder, das er im Gebüsch verborgen hatte und lief aus Leibesträften nach Hause. Aber es gab der Hindernisse nicht wenig: reizende Ströme kamen von den Bergen, Steine waren ihm im Wege, in den Schlingpflanzen versingen sich seine Füße; vom Blitze gelendet, konnte er den Weg nicht finden, die Entfernung schien ihm endlos. Und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Endlich hatte er den Gaim hinter sich, und erkannte durch den Regenschleier im flammenden Blitze seine Jurte. Er atmete freier: Der Blitz hatte nicht eingeschlagen, noch stand sie da. Er verlangsamte seinen Schritt, aber als er ihr schon nahe war, blieb er plötzlich wie gelähmt stehen. Die Scheibe im Fenster fehlte, Wind und Regen hatten ungehörten Zugang. Ajaj sah auf dem Boden und sah trüblich zum Fenster hinaus, doch als er seinen Herrn erkannte, spitzte er die Ohren und winselte freudig.

Mit zitternden Händen schloß Alexander auf.

Zofia war nicht im Zimmer.

„Zofia! Zofia!“ rief er verzweifelt und durchsuchte jeden Winkel.

Er lief im strömenden Regen hinaus und schlug den Weg ein, der zu Froshauges Jurte führte.

„Zofia! Zofia!“ schrie er beinahe stöhnend, der Hund folgte ihm, sprang an ihm in die Höhe und leckte ihm die Hände.

Er durchsuchte jeden Winkel in der leeren Stütte, er betastete die Wände, die Löcher, er zündete das Licht an, rief, schrie. Alles vergebens.

„Gott, mein Gott!“

Er konnte es nicht glauben, nicht fassen, was hier geschehen war. Fast wahnsinnig lief er wieder in den Regen hinaus.

„Zofia! Zofia!“ schrie er mit heiserer Stimme, aber der Ton verhallte in der Ferne, in der ungeheuren Verwirrung. Nur Ajaj hörte ihn und stand mit erhobenem Kopfe vor seinem Herrn. Alexander sah das Tier an und mit einem Male kam ihm ein Gedanke.

„Ajaj, such'! Geh', such' Zofia!“

Der Hund wedelte als Zeichen seiner Bereitwilligkeit mit dem Schwanz, er knurrte sogar leise, aber er rührte sich nicht vom Fleck. Er wußte nicht, was von ihm verlangt wurde.

Alexander lief nach Hause, er suchte nach einem Hemdchen von Zofia und ließ den Hund daran riechen.

„Ajaj, psst!.. Da! Such'!“ Er hielt ihm das Hemdchen vor die Schnauze und wies mit der Hand in die Finsternis. Er selbst lief voraus und suchte den Hund herauszufordern. Der aber verlor den Kopf ganz und gar, warf sich wie verrückt auf den Boden, kam aber jeden Augenblick zu seinem Herrn zurück.

„Ajaj, such'!.. Liebes, gutes Vieh!“ stöhnte er und drückte sein glühendes Gesicht gegen den nassen Körper des Hundes.

Der Hund sprang vor Freude heulend in die Höhe, er leckte ihn ins Gesicht, dann warf er sich wieder auf den Boden und streckte alle Viere von sich. Es war lange her, daß sein Herr ihn so geliebt und ihm so viel gute Worte gegeben hatte. Alexander griff verzweifelt nach seinem Kopfe.

„Nein! Nein!“ wiederholte er und fühlte, wie seine Knie wankten. Er setzte sich auf einen Baumstamm, bedeckte die Augen mit der Hand, um sich für einen Augenblick vom Getöse des Gewitters loszureißen und seine Gedanken zu sammeln. Der Regen durchnähte ihn bis auf die Haut, trotz der geschlossenen Lider drangen ihm die grellen Blitze bis ins Gehirn. Das Donnerrollen trug ihn in eine unbekannte Ferne

(Schluß folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Das vielberufene Kulturleben Russlands enthält in musikalischen Dingen eine Thätigkeits- und zumal Produktivitätsgeist, der manchen Neid erwecken kann. Seit mindestens Ende des 18. Jahrhunderts in das westeuropäische, zumal italienische und französische Musikleben hineingezogen, schon frühe mit musikalischen Bildungsanstalten ausgestattet und nunmehr mit solchen sehr reichlich versehen, seit 1836 (Glinka „Das Leben für den Zaren“) im Besitz einer nationalen Opernproduktion, seit etwa den 50er Jahren bereichert durch die Persönlichkeit Anton Rubinssteins, wurde es allmählich auch reich an Komponisten, die, nicht ohne Einfluß von Berlioz, Liszt und Wagner, zu einer nationalen „jungrussischen Schule“ heranwuchsen. Eine

ältere Gruppe von „Neueren“ besteht hauptsächlich aus A. Dargomyzski (1813—1869), C. Cui (geb. 1835), M. Balakireff (geb. 1836), W. Mussorgski (1839—1881), zu denen dann der besonders wirkungsvolle N. Rimsky-Korsakoff (geb. 1844) tritt. Eine jüngere Gruppe trägt die Namen der A. Arensky (geb. 1861), A. Glasunoff (geb. 1865) und noch anderer, die bereits in jungen Jahren kräftig schaffen und Anerkennung finden und in Deutschland sozusagen einen eigenen Verleger besitzen: M. P. Belaieff in Leipzig. Uns sind manche von diesen Namen meist durch interessante Orchesterstücke programmatifcher Art, zum Teil auch durch Kammermusik bekannt; ganz zu schweigen von dem für uns nun beinahe alltäglich gewordenen P. Tschaiwoffsky, der innerhalb jener russischen Entwicklung mehr isoliert steht. Viel zu wenig jedoch wissen wir von den nationalrussischen Opern und Balletten, wie sie jeder, oder fast jeder von den hier Erwähnten geschrieben hat. Damit bestreitet das Opernleben in Russland den allergrößten Teil seines Repertoires; deutsches ist daneben, wie ich höre, sehr selten, und nur noch die eingangs erwähnte romanische Tradition wirkt noch, indem die alten französischen und italienischen Liebesopern weiterhin abgespielt werden. Dazu ein Reichtum an Stimm-Material, namentlich an prachtvollen Västen, und das alles vorwiegend aufgebaut auf dem Boden zahlreicher musikalischer Schulen; fast alle oben erwähnten Komponisten haben einen großen Teil ihrer Kraft an die Förderung dieses Bildungswesens gesetzt. Eine in 25 Abteilungen über russische Städte verbreitete „R. Russische Musik-Gesellschaft“, in Petersburg unter C. Cui stehend, sorgt für reichliche Konzerte.

Von all dem bringen wir erst Bruchstücke zu uns. Von Dargomyzski, Balakireff, Mussorgski erinnere ich mich seit längerem überhaupt keiner deutschen Aufführung, die übrigen kommen ab und zu immer wieder, Rubinstein zu wenig, Tschaiwoffsky zu viel. In den Weihnachtstagen hörten wir eine Pianistin aus St. Petersburg, Emma Stember, die uns neben gewöhnlichen Repertoirestücken und etlichen Rubinstein einiges Ungeläufigere aus Russland brachte, vorwiegend Stimmstücke und ähnliches, wie es eben die Russen mit ihrer modernen Behandlungsweise solcher längst gebräuchlicher Inhalte zu machen pflegen. Eigene Programmtexte waren mitgegeben einem „Wiegenlied“ von Balakireff, das jedenfalls des darauf gewendeten Interesses würdig war. Im übrigen fielen uns noch zwei Stücken besonders auf: eine „Gavotte“ des bei uns schon durch Sinfonien, durch lyrische Orchesterstücke und durch Kammermusik beliebten Glasunoff, und eine reichhaltige „orientalische Serenade“ des noch wenig bekannten S. Nachmaninoff, von dem übrigens ein Klavierkonzert Nr. 2 op. 18 C-moll in Deutschland bereits öfter, namentlich von A. Siloti (geb. 1863), einem der spezifisch russischen Liszt-Schüler, gespielt ist. — Weniger Interesse konnte uns die genannte Konzertgeberin selber einflößen. Sie ist eine von Vielen, aber keine Einzigartige unter ihnen. Nicht nur, daß sie ersichtlich noch manches von Studiengang vor sich hat; sie ist auch mit ihrem aufgesteiften Handgelenk und ihrem oft peinlich scheinenden Anschlag, ihrer geringen Rhythmus- und ihrer Neigung, schwerere und lebhaftere Stellen durch zu viel Pedalgebrauch und sonst auch überhaupt zu vertischen, auf falschen Wegen. Ihre hauptsächlichsten Vorzüge sind ein gutes Piano und eine Gemandtheit, anspruchsvollere Stücke hübsch rund herauszubringen, so daß sie vorläufig entschieden mehr auf älteres, „klassisches“, als auf das wenigstens äußerlich anspruchsvollere Moderne hingewiesen sein möge.

Abgesehen davon scheint es uns nach dem vorher Gesagten und nach manchen heimischen Erfahrungen, daß man im Kunstleben eines solchen Landes, wie Russland, eine produktive Kraftäußerung, ja auch überhaupt ein selbständiges Leisten eher zu schätzen wisse als bei uns. Die Teilnahmefähigkeit, mit der vorgelesen (Sonntag) im zweiten populären Quartett-Abend von Galiz, Exner, Müller, Dedert ein neues Streich-Quartett von Felix Weingartner (F-dur Nr. 8 op. 34) bei seiner anscheinend wirklichen Erstaufführung hingenommen wurde, würde in einem analogen Fall auf russischem Boden nicht wohl anzunehmen gewesen sein. Man quittierte den Spielern lebhaft ihr Verdienst der Wiedergabe; darüber hinaus war nichts zu hören — auch kein Widerspruch. Wir haben an dieser Stelle bereits mehrmals die gesamte künstlerische Eigenart Weingartners und speziell einige seiner Kompositionen gekennzeichnet: das eigenartig Elegante, Vornehme, mit Jügen ins Große, aber auch ins Sühliche, ohne eine gewaltige Kraft der Erfindung, und mit einer interessanten Fähigkeit, starke Gegensätze der Stimmung usw. mit linder Ausgleichung nebeneinander zu stellen — von einer virtuosen Beherrschung der modernen Saktechnik und auch der Erinnerung an das von Vorgängern Geleistete gar nicht erst näher zu reden. So zogen einige sinfonische und Kammermusikwerke sowie Lieder von ihm und sein „Dreies“ an uns vorüber; so, und vielleicht noch interessanter, stellte er sich uns in seinem neuen Quartett vor. Muster: die letzten Beethoven-Quartette. Wie in diesen, so spricht sich auch hier ein Bedürfnis nach lebhaftem Gefühlsausdruck, zumal in dem ersten der drei Sätze (Allegro commodo), durch eine Zusammenstellung recitativer und melodischer Tonfolgen, sowie durch überraschende Wendungen in Harmonie und Rhythmus aus. Diese Wendungen reizen in der Art, daß man oft das Gefühl hat, als sähe man plötzlich in ganz andre Beleuchtungen und Ausblicke hinein; so besonders in dem Hauptteil des zweiten Satzes (Allegro molto. Moderato grazioso). Der dritte Satz erschien uns der bedeutendste und ist jedenfalls ein eigenartiges Stück Entwicklung der Kammermusik. Aus einem ernst, drängenden Einleitungsstück (Poco adagio) ringt sich, manchmal gegen eine Wiederkehr jener einleitenden Stimmung anlämpfend, ein tatsächlich schallhafter Satz

heraus (Allegro giocoso), der bis zum Ende in steigendem Maß fesselt. Alles das mit so distinguiertester Wohlklang der Faktur arrangiert (deutsch reden ist hier schwer), daß man den Mangel großer Schaffungskraft leicht übersehen; es steckt eben nicht so viel dahinter, wie es aussieht. In Summe jedoch handelt es sich nur um ein Werk, in welchem der Komponist wirklich etwas zu sagen, nicht bloß zu sprechen hat, um eine Leistung, wie sie andre nicht machen; und darauf einzugehen, darf man nun einmal den Menschen nicht zu schnell zumuten.

Das Galiz-Quartett wurde vornehmlich jenem aristokratischen Vermittlungszug, der diese Kompositionsweise durchzieht, in sympathischer Weise gerecht und sein milder Klang ist manchmal überraschend. Der Primarius scheint sein Spiel immer noch zu verbessern und plastischer zu gestalten, als es uns manchmal erschienen war; die elementare Gliederung, die Abrundung der Motive kommt klar und schön heraus. Ein Mozart (D-dur), der voranging, wurde jedoch ebenso in eine weiche Gleichmäßigkeit getaucht, wie es heute mit älteren Klassikern fast immer geschieht. Man möchte das technische Können und den herrlichen Ton solcher Spieler haben, um dann mit diesem Besitz wesentlich anders als sie wirtschaften zu können. So denken wir uns auch das nachher gespielte C-dur-Quintett Schuberts mit reichlicher Bewegung vorgetragen, obgleich die Spieler hier (mit Leo Halir am 2. Cello) lebhafter loslegten — ein Werk übrigens, das in seiner vollkommenen Schönheit eine Ueberhebung des „Gesamtkunstwerkes“ als allein voll berechtigter Kunst siegreich zurück schlägt.

Gegen die falsche Uebertreibung zieht in hörenswecker Weise ein Artikel „Moderne Wagnerkultur“ los, der den 1903er Jahrgang der „Blätter für Haus- und Kirchenmusik“ einleitet, einer Zeitschrift, die sich durch feinsinnige Einzelheiten immer mehr einen Platz in der Fachliteratur sichert. In einen andern Artikel des nämlichen Jahrganges haben wir bei jenen Klagen über allzu-große Zurückhaltung in der Vortragsweise gedacht: „Zum Vortrag des Bachschen Chorals“, von Ernst Habich, dem Herausgeber der „Blätter“. Wir begrüßen diese Aeußerung als einen energischen Schritt vorwärts auf der Bahn, die uns von dem landläufigen „klassischen“ Vortrag befreien soll. —

sz.

## Kleines feuilleton.

— „Die Mehlspeis.“ In der Weihnachtsbeilage des illustrierten Wiener Extrablattes teilt J. V. Widmann (Vern) folgende schallhafte Brahms-Erinnerungen mit: „Was schaffen S' für e Mehlspeis, Herr von Brahms?“ Die frische Bauerndirne fragt's den Meister, Der hinterm Wirtshaus auf der Apfelwiese Am Tische sitzt bei seiner Partitur; (Derselben Partitur, in die das Mädchen — Wie erst viel später er in Wien entbede — Den eignen Namen kritisch eingesehnmuggelt In eine Zweihunddreißigstel-Figur.) „Was schaffen S' für e Mehlspeis, Herr von Brahms?“ Der Tongewaltige hebt die klaren Augen. Und wie das fische Kind so vor ihm steht Mit dem Gesundheitsbild der hellen Guderln, Den Grübchen in den Wangen und im Sinn — „Na ja, Marie!“ so sagt er, „wenn's was Süßes Schon sein soll, warum wär's nicht mal ein Kuh?“ Sie lächt: „E Busslerl? Ja, das freilich wär' E' süße Speis' und eine, die schon g'schmalzen Auch ohne Butter, und die immer fertig. Man brauch't's mit 3' Lochen erst, die kocht oft über Von selber, weil's halt auch am Feuer steht.“ „Na also!“ hilft der Meister nach und redt sich Schon nach der süßen Speis'. — Da geht das Pförtchen. Zwei Freunde nah'n, die heute mit ihm speisen, Marie entweichet. Doch deckt sie dann den Tisch Und mit besonder'm Lächeln setzt sie später Die Mehlspeis' vor die Drei. — Am Nachmittag Sigt Brahms — die Freunde haben ihn verlassen — Allein im kühlen Stübchen über Wäthern. Da kommt die Dirn' herein, streicht an den Schränken Und Trühen hin und her, macht was zu schaffen. Sich an der Kuckuckuhr und plötzlich faßt sie Ein Herz sich, wischt das Mäulchen mit der Schürze Und sagt mit allerliebste verhämmertem Lächeln: „Wie wär's jezt mit der Mehlspeis', Herr von Brahms?“ Der hebt vom Sessel sich, so rot wie sie Vor Freud' und vor Verlegenheit und sieht Der Mädchenlippen nahe Purpurknope — „Und selten ward ein Kuh so rein und schön Und zart gegeben und so süß gestofet. Wie dieser!“ So erzählte später Brahms, Und setzte wohl, halb feufzend, noch hinzu: „Ja! solche Bauerndirnen giebt's — in Deströich!“ —

— Künstler und Kunsthandler. Unter diesem Titel veröffentlicht Karl Eugen Schmidt (Paris) in der Wiener Wochenchrift „Die Zeit“ einen Artikel, dem wir das folgende entnehmen: In früheren Zeiten, als die Amerikaner ihre zivilisatorische Mission

noch nicht außerhalb der Vereinigten Staaten suchten, sondern einzig mit der Kultivierung der Rothäute beschäftigt waren, hatten sie ein Sprichwort, welches lautete: „The only good Indian is a dead Indian.“ Das hieß auf gut deutsch: um die Indianer zu civilisieren, muß man sie totschlagen, und nach diesem Rezept wurde denn auch gründlich verfahren. Die Kunsthändler gehen noch nicht so weit in der Anwendung ihrer Principien, aber das ist sicher, daß für sie der einzige gute Künstler der tote Künstler ist. Solange der Künstler lebt, ist er nichts oder wenig wert für den Kunsthandel. Bilder werden ja bekanntlich nicht nach ihrem inneren Werte bezahlt, sondern bei der Höhe des Preises spielen viele äußere Umstände mit. Vor allem kommt es da auf die Seltenheit einer bestimmten Marke an. Je seltener die Werke eines Künstlers sind, desto höher stehen sie im Preise. Es ist also die Aufgabe des Kunsthändlers, die Bilder des betreffenden Künstlers selten zu machen. Am bequemsten und sichersten geht das, indem der Künstler ganz einfach stirbt. Thut er das nicht, so ist ihm vielleicht auf eine andre Art beizukommen und man kann eine künstliche Feuerung herbeiführen. Man macht z. B. einen Kontrakt, wonach der Künstler nur an den kontrahierenden Händler verkaufen darf, wofür sich dann dieser verpflichtet, alles zu nehmen und dafür einen bestimmten Preis zu zahlen. Gelingt es einem Händler, auf diese Art einen Künstler einzufangen, so hält er den Gefangenen zunächst so knapp wie möglich. Niemals teilt er ihm mit, welche Preise er erzielt, damit der Mann hübsch demüthig bleibe. Erst wenn er ihn ganz fest hat, so daß an ein Entweichen nicht mehr zu denken ist, macht sich der Händler an die zweite Hauptoperation. Das Einfangen des Künstlers und seiner Arbeiten ist nur das Vorspiel: die Hauptsache ist jetzt, daß die Bilder im Markte steigen.

Dies bewerkstelligt man in Paris mit einer Geschicklichkeit, die von langer Übung zeugt. Das Hotel Drouot, die öffentliche Versteigerungshalle in der Rue Drouot, ist zu diesem Zwecke da. Hier herrschen die Kunsthändler und lassen die Bilder nach Belieben steigen und fallen. Hier werden alle Reputationen des Gemäldemarktes gemacht. Die Sache ist jetzt schon so eingerichtet, daß sie immer ganz ohne Hindernis, glatt und nach allen Regeln der Kunst, von staten geht. Der Händler, der einen seiner Künstler in die Höhe bringen will, bringt zunächst ein paar Bilder zur Versteigerung, die von seinen Helfershelfern aufgetrieben und gekauft werden. Darüber bringen dann die Zeitungen Artikel, besprechen den neuen Mann und prophezeien ein weiteres Steigen. Es geht da genau so zu wie an der Börse. Nachdem man in bestimmten Zwischenräumen einige dieser stillen Verkäufe gemacht und mit Posaunenstößen verlobet hat, wird das Publikum schon süchtig und fängt an, sich nach Bildern des „modern“ werdenden Künstlers umzusehen. Diese Bilder aber sind natürlich monopolisiert; der Kunsthändler, der den ganzen Nummel leitet, hat sie in seinem Besitz. Da in der Kunst die Mode ebenso unumschränkt herrscht wie auf dem Gebiete der Kleidung, so braucht der Name eines Künstlers nur eine Zeit lang beherrlich und mit dem nötigen Nachdruck genannt zu werden, um seine Arbeiten modern zu machen. Freilich ist auch noch nötig, daß die Sachen mit Talent gemacht sind, aber das Talent allein würde den Künstler niemals zu solchen Preisen bringen, wie sie gegenwärtig selbst für die schlechten Bilder der Radfahrer der impressionistischen Größen gezahlt werden. Augenblicklich sind die Impressionisten an der Mode, nicht nur die großen Talente wie Claude Monet, Sisley, Pissarra usw., sondern alles, was so räuspert und spuckt wie diese bekannten und durch die Bemühungen der hiesigen Kunsthändler auf übertriebene Preise hinaufgeschraubten Meister, wird jetzt mit theurem Gelde bezahlt. Die Schule von Fontainebleau ist dagegen schon fast in den Hintergrund geraten, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Händler keine Bilder von ihr mehr in Händen haben. Für die Impressionisten aber ist jetzt der Höhepunkt da. Höhere Preise als in diesem Augenblick werden sie wohl nie erzielen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Rückschlag schon in der nächsten Zeit kommen wird. In zehn Jahren wird man Claude Monet sicherlich billiger haben als jetzt, zumal die fast fabrikmäßig hergestellten Erzeugnisse seiner gegenwärtigen Zeit. Die wirklich großartigen Sachen, die er vor vierzig, dreißig, zwanzig und zehn Jahren malte, werden bis dahin verkauft sein, die Händler haben dann kein Interesse mehr an ihm, und alsbald werden die Preise fallen, wie sie für Fontainebleau schon gefallen sind.

ss. Die Feuergefähr zwischen Weihnacht und Neujahr. Das Weihnachtsfest ist vorüber, aber sein Symbol steht noch in allen Häusern, in jeder Wohnung, der geschmückte Tannenbaum, der gewöhnlich so lange im gepynten Zustande erhalten wird, bis das neue Jahr seinen Einzug gehalten hat, oder bis er in allzu lästigem Grade zu streuen beginnt. Es ist bekannt, daß um Weihnachten herum die kleineren Hausbrände häufiger werden, und leider muß zugegeben werden, daß der Weihnachtsbaum selbst sein Teil daran hat. Begreiflicherweise bringt der Baum am Weihnachtstage selbst nur selten Gefahr, weil er dann noch frisch ist und seine Nadeln viel Wasser enthalten. Hat er aber erst einige Tage in warmen Zimmern gestanden, so werden die Nadeln trocken, und wenn seine Lichter dann noch einmal angezündet werden, so kann sich die kleinste Flamme rasch dem ganzen Baum mittheilen. Im allgemeinen ist es üblich, den Baum am Silvesterabend zum letztenmale mit Lichterglanz zu schmücken, und gerade dann kommen die meisten

Brände vor. Daher sind die Vorschriften von großem Wert, die Professor Demmsiedt, der Leiter des chemischen Staatslaboratoriums in Hamburg, in einer höchst lehrreichen Schrift über die Feuergefähr im Hause bezüglich des Weihnachtsbaumes giebt. Vor allem macht er darauf aufmerksam, daß der Baum recht fest aufgestellt werden müsse, damit er nicht leicht umgeworfen oder umgerissen werden kann; auch sind leicht brennbare Stoffe, wie namentlich Vorhänge und Gardinen in angemessener Entfernung zu halten. Weiterhin schreibt Demmsiedt vor, daß niemals während der Baum brennt, sämtliche Personen das Zimmer verlassen dürfen, wie etwa zur feierlichen Vereinerung des Silvesterpunsch's. Man habe stets Gefäße mit Wasser und auch Besen oder Pinsel in der Nähe, jeder beginnende Brand läßt sich auch hier bei einiger Umsicht und Kaltblütigkeit im Keim ersticken. Brennt der Baum in unerreichbarer Höhe, so muß er umgeworfen werden, und für diesen Fall schon vorher für einen genügenden freien Raum gesorgt sein. Liegt der Baum am Boden, so versuche man ihn schnell durch Bespritzen oder durch starkes Aufschleudern von Wasser aus kleineren Gefäßen oder auch mit Besen oder Pinseln zu löschen. Wenn das nicht gelingt, so muß selbstverständlich ohne Verzug die Feuerwehr gerufen werden. Die ausgezeichneten Darlegungen von Professor Demmsiedt geben auch noch weitergehende Aufklärungen und Verhaltensmaßregeln für die Feuergefähr im Hause. Nach seiner Uebersetzung könnte trotz der vielen Zufälligkeiten, die bei der Entstehung von Bränden obwalten, der größere Teil der Brände vermieden werden, wenn nicht Unvorsichtigkeit, Kopflosigkeit und Unkenntnis ihre Entwicklung unterstützten. Es mag nicht allzu viele Leute geben, die eine Frage nach dem Wesen des Feuers, der Entstehung, dem Wachsthum und Erlöschen einer Flamme eine richtige Antwort zu geben vermögen. Es sei aus den Ausführungen jenes Gelehrten nur noch erwähnt, daß man einen entstehenden Brand zunächst zu ersticken oder auszubrüden versuchen solle, dann aber, wenn solche Mittel nicht mehr gelingen, in der Anwendung des Wassers das einzige Heil suchen müsse.

**Technisches.**

u. Aluminium als Schleifmittel. Die Verwendbarkeit des Aluminiums hat, seitdem es gelungen ist, dies Metall sehr billig darzustellen, einen großen Umfang angenommen; aber es scheint, daß in dieser Beziehung die Zukunft noch mancherlei bieten kann. So hat sich vor einiger Zeit gezeigt, daß Aluminium ein ganz vorzügliches Schleifmittel ist. Wenn es auch ein Metall ist, so hat es doch eine innere Struktur von der Art, die man bei den zum Gebrauch als Schleifstein geeigneten Steinen findet. Und grade für die feinsten Messer und für solche Instrumente, bei denen es auf große Schärfe und eine ganz glatte Schneide ankommt, ist das Aluminium zum Schleifen geeignet. Betrachtet man nämlich die Schneide solcher feinen Messer und Instrumente, die mit guten Schleifsteinen geschliffen sind, unter starker, also etwa tausendfacher Vergrößerung, so wird man mit Erstaunen noch zahlreiche Unebenheiten wahrnehmen; bei einer mit Aluminium geschliffenen Schneide entdeckt man auch mit dieser starken Vergrößerung keine Unebenheit, jene stellt sich vielmehr als eine gerade, glatte Linie dar.

**Humoristisches.**

— Umsärieben. Fleischer: „Was gefällt Ihnen denn an der Wurst nicht?“  
 Käuferin: „Na, die beiden Enden!“  
 Fleischer: „Aber jede Wurst hat doch zwei Enden!“  
 Käuferin: „Aber bei dieser liegen sie zu dicht bei einander!“  
 — Gemüthlich. (Im Kaffeehaus.) „Mei kutesstes Härcher, sie erlauben woll küdigst, daß ich meinen Suchen in ihren Caffe stübbe, mei Caffe is sie nemlich schon alle...!“  
 („Lustige Blätter.“)

**Notizen.**

— Eine dänische Uebersetzung des „Don Juan“ von Byron ist soeben durch Holger Drachmann ausgeführt und im Buchhandel erschienen.  
 — Irene Triesch ist von Direktor Brahm für das Lessing-Theater bis zum Jahre 1900 engagiert worden.  
 — Im nächsten Sinfonie-Konzert der königlichen Kapelle, das am 2. Januar unter Leitung von Felix Weingartner stattfindet, gelangt eine tragische Sinfonie (D-moll) von E. N. v. Reznicek zum ersten Mal zur Aufführung.  
 — Karl Pohligs sinfonische Dichtung in vier Sätzen „Heldentod und Apotheose“ erzielte bei der Erstaufführung durch die königliche Kapelle in Stuttgart einen starken Erfolg.  
 — Die Dresdener Hofoper hat die einaktige Oper „Im Liebeswahn“, Dichtung von Peter Stubmann, Musik von Adolf Gunkel, zur Aufführung angenommen.  
 — Ein Album mit Briefen und Zeichnungen von William M. Thackeray erzielte dieser Tage bei einer Londoner Versteigerung einen Preis von 11800 M.  
 — Ein neues Dante-Bildnis von Orcagna, nach dem Leben gemalt, ist in der Kirche Santa Maria Novella in Florenz entdeckt worden. Bisher gab es nur ein authentisches Portrait, dasjenige Giotto's in der Capella del Vespasid.